

## **Universitäts- und Landesbibliothek Tirol**

### **Feldzugserinnerungen aus dem Kriegsjahre 1809**

**Kircheisen, Friedrich M.**

**Hamburg, 1909**

4. Aus den Erlebnissen eines Schlachtenmalers von Albrecht Adam



4.  
Aus den Erlebnissen  
eines Schlachtenmalers  
von  
Albrecht Adam







## Vorbemerkung

**A**ufzeichnungen von Malern haben den Vorteil, daß sie mit dem weitschauenden, alles Schöne umfassenden Blick des Künstlers geschrieben sind, der in den meisten Fällen dem kriegerischen Memoirenschreiber abgeht. Dieser sieht die Szenen der Schlacht nur als militärisch-politische Handlung, in der Tapferkeit und Unerschrockenheit des Soldaten zur Geltung kommen, jener hingegen faßt alles vom künstlerischen Standpunkt auf und sieht in den Greueln des Krieges das Erhabene, das dem Beschauer zugleich Bewunderung und Entsetzen einflößen muß. Es liegt ihm nicht daran, die genaue Beschreibung einer Schlacht zu geben. Er will vor allem die Eindrücke schildern, die der Krieg auf sein lebhaft empfindendes Künstlergemüt hinterlassen hat. Und gerade deshalb ist uns eine solche Darstellung von Wert, gewissermaßen als Ergänzung zu den wilderen, echt soldatischen Beschreibungen, in denen sich ein gutes Stück Weltgeschichte spiegelt.

Unser Schlachtenmaler, Albrecht Adam, legte in seiner Selbstbiographie, die erst 1886 von Hyazinth Holland unter dem Titel: „Aus dem Leben eines Schlachtenmalers“ herausgegeben wurde, alle Erlebnisse und Emp-

findungen eines an Abwechslung reichen Lebens nieder. Er schuf damit nicht allein ein menschliches, sondern auch ein historisches Dokument, denn er hatte das Glück, bei den großen Ereignissen seiner Zeit nicht allein als stummer Beobachter, sondern auch als Teilnehmer zugegen zu sein.

Im April 1786 als Sohn eines wenig begüterten Konditors in dem schwäbischen Reichsstädtchen Nördlingen geboren, mußte Albrecht Adam schon frühzeitig das väterliche Gewerbe erlernen. Die häufigen Heeresdurchzüge jener sturmbewegten Zeit jedoch erweckten in dem lebhaften Knaben bald das größte Interesse; besonders die farbenprächtigen Uniformen der Franzosen hinterließen ihm bleibenden Eindruck. Dazu kam eine ihm von frühester Kindheit an eigene Liebe zu Pferden, die er, wo sich nur Gelegenheit bot, zeichnete. Bald kam seine ganze Künstlernatur voll zum Ausbruch, er sagte der süßen Beschäftigung eines Zuckerbäckers Lebewohl und wurde ein Maler.

In München, wo er sich seit 1807 besonders im Kopieren der Gemälde Wouwermanns ausbildete, machte er die Bekanntschaft des Grafen Froberg-Montjoye, der ihm bald ein hochherziger Beschützer wurde. Ihm, der als bayerischer Offizier im Jahre 1809 auf französischer Seite stand, verdankte er es, daß er den Feldzug Napoleons in Bayern und Österreich mitmachen konnte, dem er in seiner Autobiographie ein ausführliches Kapitel widmet. Dieses ist hier mit kleinen Kürzungen wiedergegeben.

Dieser Feldzug sollte auf Adams künftiges Leben bestimmend wirken. Er widmete sich immer mehr der Darstellung kriegerischer Stoffe und bald erlangte er (besonders in Reiterbildnissen) eine solche Fertigkeit, daß er in Wien nicht alle Aufträge der napoleonischen Offiziere bewältigen konnte. Prinz Eugen, Napoleons Stiefsohn

und Vizekönig von Italien, wurde auf ihn aufmerksam und nahm ihn als „Hofschlachtenmaler“ mit nach Mailand, seiner Residenz.

1812 begleitete Adam den Prinzen in den russischen Feldzug. Erst 1815 kehrte er, verheiratet und als glücklicher Familienvater, wieder nach München zurück, wo er eine äußerst fruchtbare Tätigkeit entfaltete. Seine Schaffenskraft hatte erst mit seinem Tode im Jahre 1862 ein Ende, nachdem er noch das vom König Maximilian von Bayern bestellte große Ölgemälde „Die Schlacht bei Zorndorf (25. August 1758)“ vollendet hatte.

F. M. K.





**A**dam, wenn es Krieg gibt, nehme ich Sie mit ins Feld!“ so sagte oft halb ernst, halb scherzend mein teurer Gönner und Beschützer, der edle Graf Froberg<sup>1)</sup>, und nie klangen mir seine Worte lieblicher, als wenn er so sprach. Ich behielt sie auch wohl im Gedächtnis und sagte oft zu mir selbst: „Wenn nur lieber schon Krieg wäre, damit er sich nicht eines schönen Tages noch anders besinnt.“

Im Herbst 1808 waren Gerüchte von einem drohenden Kriege zwischen Österreich und Frankreich in Umlauf; die bayerischen Truppen bezogen 3 große Übungslager, das eine bei Augsburg, das andere bei Nürnberg, das dritte bei Plattling unweit Passau. Auch die Österreicher schoben Übungslager an die bayerischen Grenzen. Das alles deutete man als Vorbereitungen zu dem nahe bevorstehenden Ausbruch des Krieges. Vor Einbruch des Winters zogen jedoch die Truppen wieder in ihre Garnison zurück, und alles wurde still. Erst zu Anfang des Jahres 1809 mehrten sich wieder mit den erneuten Vorbereitungen die Gerüchte, bis Ende März niemand mehr am Kriege zweifelte.

<sup>1)</sup> Johann Nepomuk Simon Reichsgraf Froberg-Monjoye, königlich bayerischer Kämmerer, Generalmajor und Generaladjutant des Königs Max Joseph I., starb 1814. Vergleiche die Vorbemerkung zu diesem Bericht.

Eines Tages saß ich an der wohlbesetzten Tafel Frobergs, als sehr viel vom Krieg die Rede war. Ich konnte meine Freude darüber nur mit Mühe unterdrücken. Froberg blickte mich mit ironischer Miene an und sagte zu einem General, der neben ihm saß: „Sieh nur diesen Spitzbuben an, der kann gar nicht erwarten, bis es losgeht! — Ja, kleiner Schelm,“ wandte er sich an mich, „ich halte Wort und nehme Dich mit, aber Du wirst Dich bald überzeugen, daß es um den Krieg eine ernsthafte Sache ist, und im besten Falle kannst Du Dich auf nicht geringe Beschwerden und Entbehrungen gefaßt machen.“ In der Tat dauerte es nicht mehr lange, so bekam ich schon einen recht ordentlichen Vorgeschmack davon.

Am 7. April 1809 zwischen 3 und 4 Uhr zogen das Leibregiment, das Regiment Prinz Karl und ein Bataillon Jäger unter Begleitung einer Menge Menschen, wobei selbstverständlich zahlreiche Schöne und viele nasse Augen nicht fehlten, zum Isartore hinaus; nur das Depot blieb in München zurück. Die königliche Bildergalerie wurde möglichst in Sicherheit gebracht, die Schatzkammer und andere Kostbarkeiten von München fortgeschafft, und der entscheidende Augenblick war gekommen.

Am 8. April bekam auch ich von Froberg, der sich schon seit mehreren Tagen im Hauptquartier des Marschalls Lefebvre<sup>2)</sup> befand, schriftliche Order, mit seinen Leuten und Equipagen dorthin aufzubrechen. Er schenkte mir viel Vertrauen und gab mir noch manche Aufträge, die ich in München für ihn zu besorgen hatte.

Mit der neuen Laufbahn, welche ich nun zu betreten

---

<sup>2)</sup> Marschall François Joseph Lefebvre, Herzog von Danzig, 1755—1820, war 1809 Oberbefehlshaber der bayerischen Armee. Ihm gelang es mit Hilfe des bayerischen Generalleutnants Wrede, den Aufstand der Tiroler zu unterdrücken. Er nahm an den Gefechten Thann und Abensberg und an den Schlachten bei Eggmühl und Wagram teil.

im Begriffe stand, war die froheste Zeit meiner Jugend verfloßen, meine ungetrübte Heiterkeit, der innere Friede, mit dem ich schuf und in stiller Zurückgezogenheit mit wenigem zufrieden lebte — ich fand sie nirgends wieder.<sup>3)</sup> Damals erkannte ich dies freilich noch nicht im vollen Lichte, aber ich ahnte es. Zwar war das Jahr noch nicht zu Ende, und das Glück hatte mir mit vollen Händen zugeworfen, aber jenes Glück, von dem ich damals schied, können äußere Umstände niemals geben.

Auf die erhaltene Order hin rüsteten sich sofort die Equipagen des Grafen Froberg zum Abmarsche. Ich begab mich mit einer ledernen Tasche, in der mein Zeichnungsmaterial war, einen Schleppsäbel an der Seite, in Frobergs Haus, wo alles mit Packen beschäftigt war. Am 8. April also, mittags 1 Uhr, wanderten wir bei schlechtem Wetter auf kotiger Straße Freising zu, und alles, was uns in München lieb und teuer war, lag nun im Rücken. Es war ein origineller Zug; eine zweispännige Equipage und 10 Reitpferde der verschiedensten Rassen, ein Kammerdiener in Husarenuniform, ein lustiger Jäger, ein paar Reitknechte und meine Wenigkeit als Stallmeister, alles in der barocksten Garderobe. Der ganze Zug sah aus, als hätte ihn ein Maler absichtlich so zusammengestellt. Ich hatte aber kein Verdienst dabei, es war ein Werk des Zufalls, vielleicht auch Frobergs, denn dieser hatte viel Originelles in seinem Charakter und setzte sich leicht über Kleinlichkeiten hinweg.

So kamen wir um 7 Uhr abends schmutzig und durchnäßt in Freising an. Der ganze Ort war überfüllt mit Soldaten; zum ersten Male befand ich mich in dem Tumulte und Lärm eines Hauptquartiers. Obwohl ich schon viel unter Soldaten gelebt hatte, so sauste mir doch der Kopf von

---

<sup>3)</sup> Adam hatte eigentlich nicht von vornherein die Absicht, Schlachtenmaler zu werden: erst der Krieg weckte den Entschluß in ihm, ausschließlich militärische Stoffe zu malen.

diesem Treiben. Mit Mühe entdeckte ich das Quartier des Grafen, fand ihn aber nicht zu Hause, er befand sich beim Marschall Lefebvre. Abends, nachdem ich mich zur Ruhe gelegt hatte, kam er noch zu mir an mein Bett, um zu erfahren, was sich in München alles seit seiner Abwesenheit zugetragen. Wir hatten übrigens das Glück, hier in Freising gut einquartiert und gepflegt zu werden. Am andern Morgen erhielten wir den Befehl, uns marschbereit zu halten. Alle Pferde standen gesattelt, alle Truppen auf den Gassen unter Gewehr, so daß man kaum passieren konnte; endlich kam der Graf und sprach das Donnerwort: „Absatteln und hierbleiben!“ Er wurde vorwärts geschickt, um die österreichischen Vorposten zu rekognoszieren, und nahm hierzu nur einen Reitknecht und ein Handpferd mit.

Am 10. erhielt ich die Order, schleunigst mit den Pferden gegen Moosburg und Landshut zu marschieren. Dort angelangt, erfuhren wir, daß die Brücke über die Isar abgebrochen werde, und ich überzeugte mich bald mit eigenen Augen davon.<sup>4)</sup> Ein Pikett Chevauxlegers und eine Abteilung Infanterie stand dort, um die Brücke zu bewachen, mit deren Abbruch man bereits begonnen hatte. Die Offiziere sagten mir, die Österreicher hätten den Inn überschritten und Graf Froberg werde noch am Abend mit einer Schwadron von Bubenhoven-Chevauxlegers eintreffen. Gegen 6 Uhr kam er auch wirklich voll Verdruß zurück.

Am 11. schickte er mich mit allen seinen Leuten nach Freising zurück und tags darauf nach München, wo ich zur Verwunderung meiner Freunde und zu meinem größten Verdruß abends ankam. Die Equipagen sollten sich gegen

---

<sup>4)</sup> Der Verfasser irrt sich hier im Datum oder verwechselt die Ereignisse, denn das Gefecht bei Landshut, wobei die Brücke über den einen Arm der Isar zerstört wurde, fand erst am 21. April statt. Übrigens kommt er noch selbst und mit richtiger Datumsangabe weiter unten darauf zurück.

Dachau wenden und ich in München weitere Befehle abwarten. Diese aber kamen nicht, und die Österreicher rückten immer näher gegen München. Voll Ungeduld und Ungewißheit, was zu tun, sattelte ich am 14. morgens mein Pferd und ritt nach Dachau, um die Equipagen aufzusuchen. Dort erfuhr ich aber, sie seien schon weiter gegangen, man vermute nach Augsburg, wisse es aber nicht gewiß, und so eilte ich nach München zurück. Welch eine unheimliche Stille fand ich da. Es war alles von Truppen leer, der König fort, die Stadt wie ausgestorben! Man versicherte mir, das bayerische Hauptquartier retiriere über Geisenfeld gegen Ingolstadt. Am andern Morgen ritt ich also auf gut Glück Pfaffenhofen und Geisenfeld zu.

Hier hatte ich aber vergebens das Hauptquartier gesucht. Dieses sei, hieß es, in Vohburg an der Donau. Und nun beging ich die große Torheit, mit einem durch die Beschwerlichkeit des zurückgelegten Weges von 18 Poststunden schon ermatteten Pferde in der Nacht noch weiter zu reiten. Ein Bauer, welcher des Weges kam, beredete mich, nicht die Poststraße zu nehmen, sondern einen weit näheren Weg durch einen Wald einzuschlagen, den er mich führen wolle. Aber es wurde stockfinster, wir verloren den Weg, mein Begleiter bekam Angst und versuchte durchzubrennen. Darüber wurde ich so erbittert, daß ich eine Pistole herauszog und zu schießen drohte, wenn er sich entferne. Mühsam tappten wir nun auf einem sumpfigen Boden fort, bis sich in der Ferne Licht zeigte. Dies, sagte der Bauer, sei Licht von Vohburg, ich könne nicht mehr fehlen, links vom Walde liege sein Dorf. Er bat so flehentlich, ihn doch gehen zu lassen, daß ich meine Pistole einsteckte und den Kerl laufen ließ. Aber ich verlor bald wieder das Licht aus den Augen, und die Strafe für mein törichtes Beginnen, diesen Weg noch in der Nacht zu reiten, blieb nicht lange aus. Unversehens geriet ich an einen tiefen, sumpfigen Graben. Mein Pferd

stürzte hinein, als wäre es von einer Kugel niedergeschmettert. Da lagen wir beide. Mit Mühe zog ich meinen rechten Fuß unter dem Pferde hervor und kroch endlich heraus. Was aus meinem Pferde geworden, wußte ich lange nicht, und hätte ich es nicht bisweilen stöhnen hören, so würde ich geglaubt haben, es sei tot. Trost- und ratlos saß ich nun eine gute halbe Stunde am Ufer an einen Baum gelehnt und wollte den Morgen abwarten. Indes fing mein Pferd an, Gras zu fressen und aus dem Bache zu saufen, zuletzt machte es auch Anstrengungen, selbst aufzustehen, was ihm mit einiger Nachhilfe von meiner Seite mühsam gelang.

Nach einem Versuche, ob das arme Tier noch gehen könne, saß ich wieder auf, aber es war ein Reiten zum Erbarmen. Ich selbst war von dem Sturze auf einer Seite naß, der Sattel voll Kot, die Zügel zerrissen. So schleppten wir uns mühselig miteinander fort, bis ich endlich aus dem Walde herauskam und abermals in der Ferne ein Licht erblickte, auf das ich lossteuerte. Endlich um 1 Uhr nachts, nach einem abenteuerlichen Marsche von 22 Stunden, langte ich in Vohburg an.

Nach diesem erschöpfenden Tage dachte ich nun, auf einem erträglichen Lager ausruhen und gut schlafen zu können; aber wie enttäuscht war ich, als ich von einem Wirtshause zum andern kam und überall ausgelacht wurde, weil ich nach einem Bette fragte. „Nicht einmal ein Bund Stroh können wir geben,“ hieß es, „der ganze Ort ist überfüllt mit Soldaten, die alles aufzehren.“ In einer großen Schenkstube, in der alles voll Soldaten, Fuhrleuten und Bauern auf der Streu lag und eine Luft zum Ersticken war, machten mir endlich ein paar Grenadiere neben sich Platz. Hier lag ich nun auf der Streu und hatte genügend Gelegenheit, über die Worte nachzudenken, welche Froberg einige Wochen zuvor bei Tische gesprochen, als er mich auf die Beschwerden und Entbehungen des Krieges aufmerksam machte.

„Also der 16. April, mein Geburtstag ist heute — ein schöner Geburtstag! Und der gestrige Marsch ein hübsches Vorspiel zu dem Wege, den ich nun zu betreten begonnen!“ sagte ich zu mir selbst, als ich beim Erwachen mich in dieser dumpfen Stube auf der Streu fand. Nachdem ich meine müden Glieder ein wenig ausgestreckt, machte ich mich eilig hinaus. Mein erster Gang führte mich in den Stall, um zu sehen, ob mein armer Klepper noch am Leben sei. Zu meiner Verwunderung fand ich ihn fressend, was immer ein gutes Zeichen ist, denn wenn müde Pferde das Futter verschmähen, steht es nicht gut um sie. Doch hatte es den Strengel<sup>5)</sup> und sah elend aus. Ich drückte dem Hausknechte Geld in die Hand und versprach ihm dazu ein reiches Trinkgeld, wenn er das arme Tier ordentlich verpflegen würde, bis ich zurückkäme. Hierauf begab ich mich auf die Straße. Mein Gott, was war da für ein Treiben und Rennen! Auf dem Markte wollten die Bauern den Landrichter erschlagen, weil er ihnen unerträgliche Lasten aufgebürdet habe. Zwischenhinein heulten Weiber und Kinder, da die Soldaten Brot forderten, das sie selbst nicht hatten, und jene sie deshalb mißhandelten. Vor dem Tore war ein Militärpferd in einen Keller gefallen, da der Stallboden durchgebrochen war, was einen gewaltigen Spektakel verursachte. Französische und bayerische Soldaten der verschiedensten Waffengattungen drängten sich wie toll durcheinander, und die Kriegsfurie schien hier schon ihr wildes Spiel zu treiben. Kurz, da die Österreicher sehr schnell den Inn überschritten und unerwartet in Bayern vordrangen, die französisch-bayerische Armee aber noch nicht genug konzentriert war, um ihnen erfolgreich Einhalt tun zu können, so sah alles, was seit 8 Tagen geschehen, einem Rückzug sehr ähnlich. Daraus entsteht aber immer leicht Unordnung, und der Soldat wird zu Exzessen geneigt. Auch hier hegte man schon Besorgnisse

<sup>5)</sup> Vermutlich ist Strangurie (Harnverhaltung) damit gemeint.

wegen Annäherung des Feindes. Indes mahnte mich mein Magen, der gestern sehr wenig und heute noch nichts erhalten, gebieterisch an die Rückkehr. In Vohburg trieb ich mich nun wieder von Wirtshaus zu Wirtshaus, um etwas zu essen zu bekommen, aber überall hieß es: „Wir haben selbst nichts; was wir hatten, fraßen uns die Soldaten weg.“

Es war ein schöner, heiterer Frühlingsmorgen und Sonntag. Ich verfolgte einen Fußpfad, der sich durch grüne Wiesen an der Donau hinschlingelte. An einem schönen Platze legte ich mich auf den Rasen nieder, und meine Blicke folgten den Wellen des Stromes, der bald Zeuge blutiger Ereignisse werden sollte. Sinnend, in mich gekehrt, lag ich lange; die ganze Vergangenheit ließ ich in Gedanken an mir vorüberziehen, und Gegenwart und Zukunft und meine Pläne erwägend, verfiel ich in wehmütige Stimmung. Wenig hätte gefehlt, so wäre ich nach München zu meinem bisherigen Leben zurückgekehrt. Nur die Scham hielt mich zurück, schon durch die ersten Beschwerden und Widerwärtigkeiten mich von meinem Vorhaben abschrecken zu lassen. Ich ermannte mich und sagte zu mir selbst: „Jetzt ist weder Zeit noch Ort zu sentimentaligen Betrachtungen. Du wolltest den Krieg in der Nähe sehen; schon am Anfange eines mühsamen Weges umkehren, ist Feigheit, also vorwärts!“ Ich stand auf und lenkte meine Schritte wieder der Stadt zu. Lange noch trieb ich mich in den Straßen herum, ohne über die Bewegung des Gros der bayerischen Armee etwas Sicheres erfahren zu können. Endlich, gegen 3 Uhr nachmittags, sah ich eine Chaise herannahen, in der ein bayerischer Offizier des Generalstabs saß. Von ihm erfuhr ich, daß Froberg samt dem Hauptquartier noch diesen Abend in Geisenfeld eintreffen werde. Ich war also gestern in der Übereilung meiner Jugend und in meiner Unvorsichtigkeit 4 Stunden weiter und einen Tag zu früh über diesen Ort hinaus-

geeilt. Hätte ich mich bemüht, in Geisenfeld sorgfältigere Erkundigungen einzuziehen, so wäre mir viel Unangenehmes erspart geblieben.

Ich brach sogleich nach Geisenfeld auf, diesmal aber wohlweislich auf der Poststraße und gemächlichen Schrittes. Dort angelangt fand ich bald das Quartier Frobergs. So liebenswürdig er mir sonst begegnete, so empfing er mich doch diesmal ziemlich unsanft und schalt mich wegen meines übereilten Herumirrens hübsch aus. Indessen grollte er nicht lange, das ließ sein vortreffliches Herz nicht zu. Am 17. morgens ritt ich bei herrlichem Wetter und durch eine ziemlich hübsche Gegend mit ihm nach Ingolstadt, wo wir noch vormittags anlangten und bei dem Stadtpfarrer einquartiert und sehr gut bewirtet wurden. In dieser Stadt tobte wieder der ganze Teufel eines Hauptquartiers; Franzosen und Bayern von allen Waffengattungen, auch viele österreichische Gefangene waren hier angehäuft. Froberg war Kommandant des Hauptquartiers. Da gab es ein Laufen und Durcheinander als wie ein rauschendes Wasser, wo eine Welle die andere verdrängt.

Am 19. April sollte ich zum ersten Male Zeuge des blutigen Kampfes sein. Mit Ungeduld sah ich den Vorbereitungen der Schlacht von Abensberg entgegen. Alles, was um mich her vorging, ergriff mich aufs äußerste und versetzte mich in die größte Spannung; doch mußte ich die Unwahrheit reden, wenn ich sagen wollte, ich hätte eine Schlacht gesehen. Weder meine Stellung als Stallmeister des Grafen Froberg, noch als Maler, noch viel weniger das Terrain, auf dem am 20. der Kampf fortgesetzt wurde, waren hierzu geeignet. Es hatte hier mit der Bodenbeschaffenheit dieselbe Bewandnis wie bei den vorangegangenen Kämpfen: nichts als Hügelland, mit kleineren oder größeren Gehölzen durchschnitten, welche die Kämpfenden oft selbst einander verbargen und die Ausdehnung einer größeren Schlachtlinie, wie bei Aspern

und Wagram, nicht zuließen. Ich mußte daher meine Neugierde bezähmen und mich begnügen, das mit anzusehen, was mir möglicherweise zugänglich war. Trotzdem aber sah ich des Interessanten und Merkwürdigen sehr vieles.

Das Zusammenziehen größerer Truppenmassen in der Umgegend von Abensberg ließ auf eine Fortsetzung des Kampfes am 20. schließen. In dieser Voraussetzung sattelte ich früh morgens bei guter Zeit mein Roß und ritt hinaus, um die Bewegungen zu beobachten. Zuerst kam ich an einen mit einigen Baumgruppen und Gesträuchen bewachsenen Hügel, auf dem eine kleine Kirche oder Kapelle stand. Hier befand sich eine Batterie, welche abgeprotzt hatte. Die Artilleristen standen um ihre Kanonen herum, die Blicke in die nebelige Ferne gerichtet, voll Spannung der Dinge harrend, die da kommen sollten. Von dieser kleinen Höhe herab konnte man recht hübsch die Entwicklung der verschiedenen Truppenkörper beobachten; als ich aber große Infanteriemassen auf der Hauptstraße sich vorwärts bewegen sah, zog es mich fort. Ich suchte durchzukommen, so gut es ging, und kam mit voran, bis es hieß: „Halt!“ und die Truppen Stellung nahmen. — In diesen Vorbereitungen zu einer Schlacht liegt etwas eigentümlich Ernstes; es geht eine gewisse feierliche Stille dem Beginne des Kampfes voraus.

Es mochte gegen 9 Uhr morgens gewesen sein, als man links in der Richtung von Dinzing und weiter westlich eine heftige Kanonade vernahm. Es waren die Franzosen unter General Montbrun<sup>6)</sup> und andern Befehlshabern, welche dort mit den Österreichern in einen sehr blutigen Kampf verwickelt waren. Bald darauf entspann sich auch das Gefecht von bayerischer Seite; eine kurze Zeit dauerte das Kleingewehrfeuer, dann aber stiegen große lichte Rauchwolken empor, und der Donner der

<sup>6)</sup> General Graf Montbrun führte eine Brigade Kavallerie an.

Geschütze rollte auf allen Seiten fürchterlich. Nach und nach kamen die ersten Verwundeten aus der Schlacht, die mein Mitleid im höchsten Grade erregten. Die Sache fing an, mir verdammt ernst vorzukommen, und noch hatte ich keine verstümmelten Toten und Sterbenden gesehen.

Den ganzen Tag trieb ich mich so nach allen Richtungen planlos herum und kam endlich an den Platz, wo der kommandierende Generalleutnant Wrede<sup>7)</sup> stand. Ich freute mich, den Helden, den ich schon in den Friedensjahren 1807 und 1808 in Augsburg persönlich kennen gelernt und für den ich seines biedereren und kräftigen Charakters wegen stets besondere Sympathie fühlte, nun auf dem Schlachtfelde zu sehen. Die Adjutanten flogen hin und her, und es ging gewaltig lebhaft zu. Hier war ich Zeuge, wie ein Rittmeister — wenn ich nicht irre der Bubenhoven-Chevauxlegers — siegestrunken im schnellsten Laufe daher gesprengt kam, um die Meldung von einem bedeutenden Siege der bayerischen Kavallerie über ein österreichisches Löwenehr-Drägerregiment zu überbringen. Solche Momente haben etwas Begeisterndes. Böswillige machten die Bemerkung, der Herr Rittmeister sei nicht bloß siegestrunken, es müsse auch eine kleine Nachhilfe aus der Flasche stattgefunden haben. Er schrie gewaltig, als ob der gute Generalleutnant Wrede taub gewesen wäre, sah sehr erhitzt aus und konnte gar nicht fertig werden, zu erzählen. Doch das sind Nebensachen. Ich für meinen Teil habe keine Meinung hierbei; ich freute mich, Zeuge dieser Meldung gewesen zu sein. Wrede nahm sie gut auf.

---

<sup>7)</sup> Karl Philipp Fürst Wrede, 1767—1838, einer der Hauptbefehlshaber unter Lefebvre, focht zuerst siegreich in Tirol (vgl. Anmerkung 2), zeichnete sich dann besonders bei Abensberg an der Brücke von Siebenburg aus, wobei 12 Kanonen und 18.000 Gefangene in die Hände der Bayern und Württemberger fielen.

Nach langem Suchen fand ich den Platz, wo dieses Reitergefecht stattgefunden, und traf dort auf die Spuren eines blutigen Kampfes. Unter vielen Verwundeten geriet ich an eine Gruppe, die malerisch schön, aber gräßlich aussah. 2 Mann und 2 Pferde lagen auf einem Knäuel beisammen; sie hatten hintereinander gestanden und waren von einer Kanonenkugel, die aus einer bayrischen Batterie in ihre Reihen einschlug, niedergeschmettert. Diese hatte dem Vordermann die Hüfte weggerissen und dem zweiten das linke Bein, das eine Pferd am Hals, das andere an der Brust und Schulter tödlich verwundet. Die ganze Gruppe schwamm buchstäblich im Blute. Der Mann, welcher sein Bein verloren, hatte die Geistesgegenwart, dasselbe, weil es noch an einigen Fleishteilen hing, mit einem Messer abzuschneiden. Es lag noch im Stiefel steckend neben ihm, als ich diese Unglücklichen in solchem Zustande antraf. Mit einer unbegreiflichen Fassung erzählte jener in Kürze den Hergang der Sache und sagte am Schluß, er sei sein ganzes Leben ein braver Kerl gewesen, wäre sich gar nichts Böses bewußt und nun müsse ihm ein solches Unglück widerfahren! Die armen Menschen baten mich um einen Trunk Branntwein, den ich ihnen nicht reichen konnte, denn ich hatte keinen; aber ich ritt fort und war so glücklich, mir welchen zu verschaffen, so daß ich ihre Bitte erfüllen konnte. Mitleidige Bauern, die aus eigenem Antriebe hinausgefahren waren, um Verwundete wegzubringen, holten sie vom Schlachtfelde; der eine aber mit der abgeschossenen Hüfte mag wohl kaum den Abend überlebt haben.

Der Tag neigte sich zu Ende und der Sieg war auf allen Punkten entschieden. Der großen Tapferkeit der österreichischen Truppen ließ man von allen Seiten Gerechtigkeit widerfahren, aber Napoleons Feldherrntalent und Glück mußte alles unterliegen. Die Zeit war noch nicht gekommen, wo auch er die Wandelbarkeit des

Glückes erfahren sollte. Gegen Abend entlud sich ein Gewitter, so daß die Blitze der Natur mit denen der Kanonen wetteiferten, und der Donner rollte oben seinen Baß zu dem Lärmen unten und dem Siegesmarsche der Krieger. Die Truppen lagerten meist auf dem Schlachtfelde und in den wenigen nahe gelegenen Ortschaften. Das Hauptquartier und der Stab gingen nach Abensberg zurück, das bald überfüllt war. Mit Mühe fand ich ein Plätzchen für mich und mein Pferd und ein sehr armseliges Essen für meinen hungrigen Magen; den ganzen Tag hatte man an Essen und Trinken nicht denken können. Weder von den Leuten des Grafen Froberg noch von diesem selbst konnte ich etwas erfahren; erst spät erhielt ich von der Umgebung Wredes die Nachricht, daß Froberg als Kurier zu Napoleon nach Ingolstadt gesandt worden sei, um ihm die Siegespost zu überbringen.

Am 20. wurde die Schlacht unter dem Befehle Napoleons in weit größerer Ausdehnung fortgesetzt. Auf das Gewitter des vorigen Tages war ein kalter, feuchter Morgen gefolgt, schwere, graue Wolken hingen tief am Horizonte herab, auf der Erde lag Nebel. Nachdem ich meinen Magen mit schlechtem Kaffee ein wenig erwärmt und die Leute Frobergs aufgesucht hatte, setzte ich mich wieder zu Pferde, ritt dem nächsten Lagerplatze, wo ich gestern die Truppen verlassen hatte, zu und suchte mir einen erhöhten Punkt, um möglichst viel übersehen zu können. Das Glück lenkte heute meine Schritte. Auf einer Anhöhe am Saume eines kleinen Waldes fand ich den General von Raglovich<sup>8)</sup>, umgeben von seinen Adjutanten und Offizieren, an einem Feuer sitzen. Die ganze Gesellschaft war in Mäntel gehüllt und recht malerisch um das Feuer gruppiert; den interessanten Hintergrund bildeten die Lager rund herum. Sogleich begann ich eine Zeichnung zu machen, war aber noch nicht zu Ende, als von der

<sup>8)</sup> Klemens von Raglovich, General der Infanterie, 1766—1836.

Ferne her ein lärmendes Rufen sich vernehmen ließ, das immer näher kam: „Der Kaiser!“ Er, der Held des Jahrhunderts, der bewunderte und zugleich gefürchtete kleine große Mann, der siegte, wo er sich zeigte, an dessen Unüberwindlichkeit jeder glaubte, erschien bald darauf, umgeben von seinen Generalen, begleitet vom bayrischen Kronprinzen, dem Generalleutnant Wrede und einer großen Suite, auf der Anhöhe, wo ich mich befand. Welch eine Erscheinung für mich, der zum ersten Male seiner ansichtig wurde! Ich machte mich so nahe heran als nur möglich. Da saß er auf seinem kleinen arabischen Schimmel in etwas nachlässiger Haltung mit dem kleinen Hute auf dem Kopfe und mit dem bekannten staubfarbenen Oberrocke bekleidet, in weißen Beinkleidern und hohen Stiefeln, so unscheinbar, daß niemand in dieser Persönlichkeit den großen Kaiser, den Sieger von Austerlitz und Jena, vor welchem sich Monarchen demütigen mußten, vermutete, wenn man ihn nicht schon so vielfältig in Abbildungen gesehen hätte. Er machte auf mich mit seinem bleichen Gesicht, den kalten Zügen, dem ernsten, scharfen Blicke, einen fast unheimlichen Eindruck; der Glanz der vielen Uniformen um ihn her erhöhte den Kontrast dieser unscheinbaren Erscheinung.

Napoleon befahl, daß man aus den verschiedenen bayerischen Regimentern Offiziere herausrufen sollte, ließ diese einen Kreis um sich und den Kronprinzen schließen und hielt an sie eine Ansprache, welche der Kronprinz ins Deutsche übersetzte. Unter anderm sagte er, daß er sie in einem Monat nach Wien führen und Bayern den Schaden, den ihm jetzt Österreich zufüge, reichlich ersetzen wolle. Ein lautes Vivat erscholl, als er geendet; der Kreis löste sich und Napoleon stieg vom Pferde. Er entfernte sich, nur von Wrede begleitet, ging in eifrigem Gespräche mit diesem auf und ab, stand still, sprach wieder im Gehen, die Hände auf den Rücken gelegt und

den Kopf etwas gesenkt, stand abermals still und klopfte Wrede auf die Schulter. Man konnte sichtlich bemerken, daß er mit ihm sehr zufrieden und in guter Stimmung war.<sup>9)</sup> Napoleon sammelte darauf seine Generale um sich, ließ eine große Karte auf dem Boden ausbreiten, setzte sich nieder und traf seine Dispositionen. Man sagte, er habe die Punkte bezeichnet, wo er die Österreicher schlagen wollte. Die vielen militärischen Größen hier auf dieser Anhöhe um den Mann, der bereits die Aufmerksamkeit der Welt auf sich gezogen hatte, versammelt und sich bewegen zu sehen, war für mich als stillen Beobachter von größtem Interesse.

Währenddessen hatten die Truppen Stellung genommen. Napoleon war unerwartet erschienen und mit ihm ein starkes französisches Heer, das im Verein mit den Bayern und Württembergern sich nach allen Richtungen hin ausbreitete. Es schien, als wüchsen die Leute aus der Erde heraus. Nachdem die Dispositionen getroffen waren, flogen die Generale und Adjutanten nach allen Richtungen auseinander. Vorher aber sah ich noch eine wunderliche Szene, wie sie zuweilen im Kriege vorkommen. Man brachte einen bayerischen Postillion, der dem Marschall Lefèbvre über Verschiedenes Kundschaft geben sollte. Der arme Teufel war recht verblüfft und benahm sich außerordentlich ungeschickt. Lefèbvre geriet darüber so in Zorn, daß er vom Pferde herab mit der Faust auf ihn lospaukte und ihn zum Teufel gehen hieß. Der Postillion ließ sich das nicht zweimal sagen, sondern lief, als ob er gestohlen hätte, um seinem Peiniger aus den Augen zu kommen.

Endlich bestieg auch Napoleon sein Lieblingspferd wieder, den Ali, den er aus Ägypten mitgebracht; noch

---

<sup>9)</sup> Wrede stand von jeher in hoher Gunst bei Napoleon, und nach seiner glänzenden Haltung bei Abensberg wurde er ganz besonders in dem ersten Kriegsbulletin hervorgehoben.

sehe ich ihn leibhaftig vor mir, wie er den Hügel hinabsprenge und um die Ecke eines Waldes verschwand. Bald darauf donnerten die Geschütze auf allen Seiten.

Entfernt von Froberg, inmitten großer französischer Truppenmassen, wobei besonders lebhaftere Kavalleriebewegungen vorkamen, wurde es für mich unmöglich, einen Platz zu finden, um von dem Gange der Schlacht einen Überblick zu gewinnen, ohne mich der Gefahr auszusetzen, überrannt oder überritten zu werden. Indessen fehlte es mir nicht an Mut, mich immer so weit vorzuwagen, als nur möglich. Das verschaffte mir, als es schon zu dämmern begann, noch einen höchst interessanten Anblick. Ich hatte mich nämlich bis auf den Platz vordrängt, auf dem Napoleon stand, und wunderte mich selbst, daß ich dort geduldet wurde. Aber es war so lebendig in seiner Nähe, daß meine unbedeutende Persönlichkeit gar nicht bemerkt wurde.

Der Sieg des Tages war, obwohl teuer erkauft, ein vollständiger. Es wurden viele Gefangene gemacht, und mehrere Tausend derselben marschierten an Napoleon vorüber, als ich eben dorthin kam. Er stand am Eingange eines Dörfchens bei einer Scheune, umgeben von einer sehr zahlreichen Suite, und musterte über eine halbe Stunde jene mit Aufmerksamkeit, sprach sehr wenig und schien bisweilen in tiefes Nachdenken versunken. Vielleicht entwarf er in jenem Augenblicke schon den Vernichtungsplan für den folgenden Tag. Es vergingen auch nicht 24 Stunden, so hatte er in der Tat über einen Teil der österreichischen Armee bei Landshut schon Verderben gebracht! Nicht mit der Miene des triumphierenden Siegers saß er auf seinem kleinen Schimmel, ein tiefer Ernst schwebte um seine Stirn. Wer ihn sah, war wohl versucht zu glauben, er gehe in diesem Augenblicke noch mit viel Größerem um als mit dem Siege dieses Tages.

Die Dunkelheit war hereingebrochen, als Napoleon

wegritt, und der Zug der österreichischen Gefangenen hatte noch nicht geendet. Das Entwirren dieses Knäuels von Offizieren, Equipagen, Handpferden, welcher sich hier anhäufte, glich einem Ameisengewimmel, das mit einem Male aufgestört und lebendig wird. Die Dragoner der stolzen Kaisergarde, welche Napoleon als Schutzwache begleiteten, und im Gegensatze zu ihnen die armen, gedemütigten österreichischen Gefangenen, die Toten und Verwundeten, auf die man überall stieß, die am Boden zerstreuten Waffen, Armaturstücke und Kanonenkugeln, die einbrechende Nacht, der mit schwarzgrauen Wolken überzogene Himmel, an dem man nur tief am Horizonte hin einen blutroten Streifen sah, welchen die lange schon untergegangene Sonne zurückgelassen: das alles machte als Schlußakt dieses Tages auf mich einen großartigen tragischen Eindruck. Daß ich aber durch einen besonders günstigen Zufall Napoleon am Morgen vor der Schlacht und abends als Sieger so in der Nähe beobachten konnte, läßt mich den 20. April niemals vergessen.

Unter diesem Gewirre war ich so glücklich, Froberg aufzufinden. Er schickte mich noch in der Nacht nach Abensberg, um seine Equipage und Pferde aufzusuchen, die ich auch brachte. In dieser Nacht machte ich mein erstes Biwak. Ich war durstig und hungrig, kaufte mir von einem Marketender eine halbe Flasche entsetzlich schlechten Wein und eine Semmel und wurde bald von einem betäubenden Schlaf überfallen; legte mich an ein Feuer auf ein Brett, deckte mich mit dem Mantel zu und schlief so fest, daß ich es gar nicht gewahr wurde, als das Brett, meine Stiefelsohlen und der Mantel zu brennen anfangen. Die Soldaten rüttelten mich, bis ich erwachte. Betäubt, wie ich war, lief ich schnurgerade einem schmutzigen Wassergraben zu, in welchen ich hinein gesprungen wäre, wenn mich nicht ein Soldat am Ärmel gepackt und davon abgehalten hätte. Erst nach und nach

kam ich zur Besinnung und legte mich wieder nieder, diesmal aber mit mehr Vorsicht, und gedachte mit Sehnsucht der Streu in der dumpfigen Stube zu Vohburg. Solange man ein Obdach findet, unter dem man die Nacht zubringen kann, ist es, sei es auch noch so schlecht, erträglich, aber das Schlafen unter freiem Himmel, besonders bei schlechtem Wetter, will gewöhnt sein. Mich kam es damals sehr hart an.

Napoleon hatte sich nach dem Siege vom 20. bei Abensberg rasch gegen Landshut gewendet, die dort befindliche österreichische Armee unerwartet überfallen und durch seine Schnelligkeit und Übermacht erdrückt, und da bei Landshut nur eine einzige Brücke über die Isar führte, so war die vollkommene Zerrüttung eine notwendige Folge. Die Bayern fochten hier wie die Löwen und mit der größten Erbitterung. Ein würdiger General, Freiherr von Zandt, und viele brave Offiziere fanden bei Landshut den Tod.<sup>10)</sup> Ich ritt am 21. mit dem Grafen über Rottenburg nach Landshut, wo wir abends ankamen, aber es vergingen noch 3 Stunden, bis wir durch das Gedränge erst um 11 Uhr nachts in das Innere der Stadt gelangten. — So merkwürdig mir dieser Marsch und alles war, was ich an diesem Tage gesehen habe, so leid tat es mir, zu spät angekommen zu sein, um von der Schlacht selbst noch etwas zu sehen. Diese war schon zu Ende und Napoleon selbst in Landshut eingezogen. Ebenso rasch und unerwartet, als der Kaiser bei Landshut erschienen, wandte er sich nun zurück gegen Eggmühl und Regensburg und lieferte am 22. die bekannte Schlacht bei Eggmühl, in der er abermals einen erfolgreichen Sieg erfocht.

Am 23. früh rückte alles gegen Regensburg vor. Noch in der Nacht machten wir einen Teil des Wegs und kam-

---

<sup>10)</sup> Man zählte bei Landshut auf österreichischer Seite an Toten und Verwundeten 2798 Mann, 2334 Gefangene, 25 Kanonen und eine Menge Munitionswagen waren in die Hände der Franzosen geraten.

pierten vor einem Dorfe, dessen Namen ich nicht zeichnete. Während dieses Nachtmarsches vernahmen wir von einer nahen Anhöhe herab wahrhaft jammervolle Rufe von Verwundeten, welche hilflos auf dem Schlachtfelde liegen geblieben waren, was einen schauerlichen Eindruck auf mich machte.

Die aufgehende Sonne verkündete einen schönen Tag, aber für Regensburg sollte es ein Tag des Schreckens und Entsetzens werden. Da auf der Hauptstraße der Truppenzug von Kavallerie und Artillerie sehr groß war, marschierten wir abseits quer über ein mit vielen tausend Toten und auf mehr als eine Stunde weit mit Waffen und Armaturstücken übersätes Feld. Gegen 8 Uhr kamen wir auf einer Anhöhe vor Regensburg an und erblickten das Opfer des Tages, die würdige alte Stadt, im Glanze der Morgensonne. — Gegen 9 Uhr begann die Schlacht. Hier war es mir vergönnt, einen schönen Überblick über alles, was hier vorging, zu bekommen; denn von jener Anhöhe konnte man mit so scharfen Augen wie die meinigen fast jeden einzelnen Mann unterscheiden. Besonders imposant waren die ungeheuren Massen schwerer Kavallerie, namentlich der majestätischen Grenadiere à cheval anzusehen. — Das Geplänkel um die Stadt herum dauerte fort und fort. Inzwischen wurden verschiedene Batterien nahe vor der Stadt postiert, welche ihre furchtbaren Geschosse in dieselbe schleuderten. Bald zeigten hohe Rauchsäulen und auflodernde Flammen die Wirkung. Es brannte beinahe gleichzeitig an zwei verschiedenen Richtungen, und bei der herrschenden Windstille stieg der Rauch in rötlich-grauen Säulen himmelhoch, schauerlich majestätisch empor. Da ich das alles gleichsam zu meinen Füßen vor sich gehen sah und ein Plätzchen fand, wo ich ungestört zeichnen konnte, packte ich sogar meine Farben aus und entwarf an Ort und Stelle ein Aquarell von dem brennenden Regensburg. Gegen Abend hatte man eine Bresche

in die Stadtmauern geschossen. Mit wahrer Todesverachtung begannen die Franzosen den Sturm und waren auch bald in die Stadt eingedrungen. Der Kampf dauerte nun in den Straßen fort, bis die Österreicher Schritt für Schritt zurück über die Brücke auf das jenseitige Ufer der Donau geworfen waren. Bei diesem Gefechte wurde die ganze Vorstadt „Stadt am Hof“ ein Raub der Flammen.

Napoleon, der den ganzen Tag hindurch anwesend war und allenthalben gesehen wurde, stand gegen Abend nicht ferne von mir auf der Anhöhe mit einer ungeheuren Suite von mehr als 100 Köpfen; fast alle Generale hatten sich mit ihren Adjutanten in einer Entfernung von etwa 40—50 Schritten hinter ihm versammelt. Das Ganze war prachtvoll von der Abendsonne beleuchtet. Unverwandt blickte er nach der Stadt in das mittlerweile bedeutend gewachsene Feuer. Er schien mir unheimlich, ich dachte an Nero. Plötzlich kam Froberg, der sich unter der Suite des Kaisers befand und mich bemerkt hatte, zu mir hergeritten und redete mich mit den Worten an: „Adam, haben Sie den Mut, mit mir in die Stadt hineinzureiten?“ — „Jawohl,“ sagte ich, „ich möchte gerne sehen, wie es da drinnen aussieht.“ — „Auf keinen Fall erbaulich“, sagte Froberg. — Wir wendeten unsere Pferde, ritten in vollem Trabe der Stadt zu und kamen um  $\frac{1}{2}$  8 Uhr hinein. Welch eine Verwüstung! Überall zertrümmerte Fenster, halbeingestürzte Häuser, rauchende Trümmer und brennende Balken, zwischendurch Tote! Man war versucht, zu fragen, wer mehr Mut gehabt habe, Mensch oder Pferd, um sich durch ein solches Labyrinth der Verwüstung hindurchzuarbeiten. Nur mit großer Mühe gelangten wir an das Haus des bayerischen Gesandten, des Grafen Rechberg, wo wir mit offenen Armen empfangen wurden. Wir kamen zu guter Stunde dort an. Die Franzosen, noch von dem wilden Kampfe erhitzt, fingen an zu plündern und begingen die größten Exzesse, so daß es des ganzen An-

sehens und der Energie Frobergs bedurfte, um das Haus zu schützen. Übrigens war der Kampf noch nicht ganz beendet, als wir in die Stadt kamen; man hörte noch immer das Kleingewehrfeuer in den Straßen, und der Brand nahm auf eine bedrohliche Weise zu.

Nirgends wohl lernt man so gut einsehen als im Kriege, wie wenig der Mensch zu seiner Erhaltung bedarf. Es grenzt ans Unglaubliche, wie kümmerlich ich in den 3 letzten Tagen gelebt. Die österreichische Armee, die vor uns herzog, hatte alles aufgezehrt; man konnte sich nicht für Geld die nötigsten Bedürfnisse verschaffen, und so kam ich ganz ausgehungert, aber doch guten Muts nach Regensburg. Mit welchem Gefühle man sich aber dann an einen guten Tisch setzt, das läßt sich nicht beschreiben, das muß man erfahren haben. Zum ersten Male seit 10 Tagen schlief ich wieder in einem guten Bett, und zwar in einem Zimmer mit Froberg. In der Nacht rief er: „Adam, stehen Sie auf und sehen Sie nach dem Feuer!“ Ganz schlaftrunken ging ich in das von dem furchtbaren Brande taghell beleuchtete nächste Zimmer, kehrte aber, meinem Bette zueilend, sogleich wieder zurück und sagte ganz lakonisch: „Das Feuer ist noch nicht da!“ Mit einem gewaltigen Sprunge war der große Froberg aus dem Bette und rief mit Donnerstimme: „Zum Teufel, das nenne ich einen Schlaf! Wollen Sie denn hier verbrennen? Wenn das Feuer einmal da ist, ist es zu spät.“ Jedoch griff dasselbe in der schönen alten Stadt nicht weiter um sich. Dagegen tobte es fürchterlich in Stadt am Hof, das ganz niederbrannte.

Morgens ging ich zeitig in die Straßen, die schöne Stadt Regensburg gewährte einen höchst traurigen Anblick. Auf der Donaubrücke räumte man die Leichen weg und warf viele derselben in die Donau. In den Straßen und um die Mauern lagen ebenfalls noch viele Tote und Pferde. Am gräßlichsten aber sah es auf dem Friedhofe aus: hier

war das Blut an den Wänden der Kapelle hoch hinauf gespritzt. Schwarzer Rauch entstieg noch immer den eingäscherten Gebäuden und verdüsterte die Luft. Kurz, wohin das Auge sich wandte, überall Tod und Verwüstung. Ich zeichnete vieles und vergaß darüber den ganzen Tag Essen und Trinken. Es schien mir aber, daß ich jetzt den Krieg mit seinen Greueln und Schrecken nahe genug gesehen.

Den folgenden Tag begaben wir uns nach Neumarkt, wo ich im Wagen des Grafen übernachten mußte. Am Morgen des 28. fühlte ich mich sehr unwohl, hatte starkes Fieber, so daß der Graf, aus Furcht, ich möchte ernstlich krank werden, mich nach Landshut zurückschickte mit der Weisung, so lange dort zu verweilen, bis ich mich vollkommen wohl fühle. Schwer fiel es mir, mich von ihm zu trennen, aber ich mußte Folge leisten, um nicht seinen Unwillen zu erregen. — Seit dem 23. April, dem Tage der Schlacht von Regensburg, hatten wir herrliches Frühlingswetter, und es fing an, schon sehr heiß zu werden. Diese Temperatur, das gewaltig unruhige Leben während der letzten Wochen, die angestregten Ritte und alle Erlebnisse dieses kurzen Zeitraumes schienen meine sonst so kräftigen Nerven erschüttert zu haben. Was ich bei Tage erlebt und gesehen, erschien mir des Nachts in furchtbaren Träumen; ich lebte wachend und schlafend in aufregender Erregung. Hatte ich ja das alles nicht mitgemacht wie der Soldat, welcher in seinem Berufe lebt und wirkt. Der nächste Augenblick, seine Dienstpflicht, die Anstrengungen des Tages und die Zurüstungen für den folgenden lassen ihm wenig Zeit zu tieferem Nachdenken. Bei ihm verdrängt ein Eindruck den andern, und höchstens geht ihm der Verlust eines Kameraden nahe. Ich aber folgte diesem Treiben als Künstler, als stiller Beobachter, wollte das, was ich sah und erlebte, festhalten, um es wiedergeben zu können, und dachte

deshalb über alles nach, was unter meinen Augen vorging. Darum wirkten auch die Eindrücke der verflissenen Schauderszenen so tief und mächtig auf meine leicht erregbare Seele und griffen meinen Körper so bedrohend an. — Auf Befehl meines Beschützers mußte ich also in Landshut ausruhen, obwohl es mir schwer ankam, dort zurückzubleiben. Schon nach 5 Tagen fühlte ich mich, gestärkt durch die Ruhe, meine einzige Medizin, wieder vollkommen hergestellt. Bei Beginn meines Unwohlseins hatte mich der Gedanke ergriffen, umzukehren, aber sobald ich wieder gekräftigt war, trieb es mich mächtig vorwärts. Der Zufall kam mir auch bald zu Hilfe, um mich aus meiner Untätigkeit zu reißen. Graf Froberg, der von Napoleon häufig zu wichtigen Sendungen verwendet wurde, kam von München zurück nach Landshut, ließ mich in der Nacht noch dort aufsuchen und nahm mich in seinem Wagen mit.

Am 3. Mai reisten wir über Neumarkt, Neuötting an Braunau vorüber und kamen am Morgen des 4. in Schärding an, das wir fast ganz eingeäschert fanden.<sup>11)</sup> Traurig blickten uns die öden, menschenleeren Mauern im Morgenlichte entgegen; auch die Brücke über den Inn, der dort sehr breit ist und eine starke Strömung hat, war schadhaft und gefährlich zu passieren. Nachdem wir in Schärding gefrühstückt und Erkundigungen über die dort vorgefallenen Ereignisse eingezogen, setzten wir die Reise über Siegharting und Efferding nach Linz fort. Bisher war gar nichts Erwähnenswertes vorgefallen, jetzt sollte uns schon nach anderthalb Stunden ein schauerlicher Anblick zuteil werden.

Auf dem halben Wege zwischen Linz und Ebelsberg erhielten wir durch einen uns begegnenden Kurier Nachricht

---

<sup>11)</sup> Hier hatte am 3. Mai das Treffen bei Ebelsberg zwischen Masséna und Hiller stattgefunden, wobei auch Schärding in Mitleidenchaft gezogen wurde. (Vgl. Text weiter unten.)

von einem blutigen Treffen, das Tags zuvor in letzterem Ort stattgefunden. Bald erblickten wir auch die traurigen Merkmale des Kampfes. Tote und schwerverwundete Menschen, die sich mühselig einerschlepten, bezeichneten den Weg nach dem mehr als halb zerstörten Orte, der sich an den Ufern der Traun auf einer sanft ansteigenden Höhe erhebt. Eine lange, halbzerstörte, hölzerne Brücke fast ohne Geländer, an der die Wirkungen des Geschützes recht deutlich hervortraten, führte durch ein enges, jetzt nicht mehr bestehendes Tor in die Stadt. Im Flusse lagen viele von der Brücke hinabgefallene oder hinabgeworfene Leichen. Überall sah man die Spuren des kurzen, aber mörderischen Kampfes, welcher hier auf einem kleinen Raume stattgefunden hatte. Ich fand so viel Zeit, von der Brücke und dem Orte mit mehreren traurigen Episoden dieser Umgebung eine Zeichnung zu machen, bevor wir die Stätte des Schreckens in der Stadt selbst betraten. Kaum in diese eingetreten, kam uns ein ekelregender, höchst widerlicher Geruch entgegen, und bald stießen wir auf die Trümmer und rauchenden Balken der eingeäscherten Gebäude und mitten unter diesen auf die Leichen verbrannter Menschen. Diese häuften sich, je weiter wir vorwärts kamen, bis sie endlich in einer engen Straße so dicht lagen, daß wir mit den Pferden darüber wegschreiten mußten. Man sah verbrannte Körper gänzlich verkohlt und langsam gebraten, ein schaudererregender Anblick, gegen den sich die Natur sträubte. Selbst die Pferde gingen schnaubend und mit Widerwillen durch diese Straße des Schreckens. Das Schauerliche vermehrte noch der lichte, abwechselnd mit schwarzen Wolken durch die Straßen ziehende Rauch. Wer eine Schnapsflasche hatte, hielt sie unter die Nase und nahm einen Schluck Brantwein, um den ekelregenden Geruch zu überwinden.

Die österreichische Landwehr hatte diesen Ort mit einer fast beispiellosen Hartnäckigkeit verteidigt. Die

Franzosen stürmten, und als die Österreicher nach heftiger Gegenwehr die Unmöglichkeit einsahen, sich noch länger in Ebelsberg zu halten, zündeten sie die Stadt an und man sagte, sie hätten auch die Ausgänge verrammelt. Die auf der Brücke und durch das Tor vordringenden Franzosen hinderten den Rückzug der in der Stadt befindlichen Soldaten, von denen die meisten ein Opfer der Flammen wurden. Gegen 400 Mann sollen diesem schrecklichen Tode verfallen sein.

Nachdem wir langsam, aber glücklich durch den Ort hindurch gekommen waren und mit vollen Zügen nach frischer Luft schnappten, fanden wir eine kleine Viertelstunde außerhalb Ebelsbergs den Kommandierenden dieser Affäre, den General Coëhorn<sup>12)</sup>, in einer armseligen Hütte, in der er sein Hauptquartier aufgeschlagen hatte. Er war aus dem Elsaß gebürtig und ein Jugendfreund Frobergs. Seine Erscheinung machte mir einen ungemein günstigen Eindruck; ein Mann von kräftigem Körperbau und schöner Gestalt, mit festem Gesichtsausdrucke, kräftiger und biederer Sprache, sehr schönem Barte und schwarzem, lockigem Haare, kaum 50 Jahre alt. Eine große Narbe über Stirn und Wange vollendete sein martialisches Aussehen. Nach einem unter traulichen Gesprächen der beiden Jugendfreunde eingenommenen kleinen Gabelfrühstück setzten wir unsern Weg weiter fort. Coëhorn empfahl bei unserm Abschiede dem Grafen, mich gleich zu ihm zu bringen, sobald er nach Wien käme. Daß Napoleon sein bei Abensberg ausgesprochenes Wort halten und die Armee noch im Mai nach Wien führen werde, daran zweifelte nämlich niemand. In der Tat marschierte man von hier,

---

<sup>12)</sup> Ludwig Jakob Baron von Coëhorn, 1771—1813, bayerischer Brigadegeneral, machte sich durch das Gefecht bei Ebelsberg berühmt, indem er an der Spitze seiner Brigade den von 30.000 Österreichern verteidigten Übergang über die Traun erzwang.

ohne daß irgend ein besonderes Hindernis auf dem Wege eintrat, schnurgerade auf Österreichs Hauptstadt los.

Unser Weg führte nach Enns, wo sich Napoleons Hauptquartier befand. Noch bevor wir diesen Ort erreichten, sollte mir ein imposanter Anblick zuteil werden, der einen seltsamen Kontrast bildete zu der Stätte des Jammers und Elends, die uns am Morgen mit Schauer erfüllt hatte. Wir bemerkten schon in namhafter Entfernung einen großen Troß Reiter auf der Landstraße. Näher kommend, erkannte Froberg den Kaiser mit seinem Gefolge, stieg aus dem Wagen und erwartete Napoleon zu Fuß, wohl wissend, daß er hier ausgefragt werde, da er aus Bayern kam. — Napoleon schien nach der Tafel einen Spazierritt zu machen, da alles in glänzender Uniform sich befand, was im Felddienste nicht üblich war. Der Zug sah dem eines Triumphators ähnlich; es waren mehr als 100 Reiter, Marschälle, Generale, Adjutanten und Offiziere aller Grade, in eine leichte Staubwolke gehüllt. Von der glühenden Abendsonne beleuchtet, schimmerte der Glanz der Uniformen, das Bunte der Farben, das viele Gold, womit selbst die Equipierung der Pferde reich geschmückt war, auf eine prachtvolle Weise. „Ach, könnte man so ein Bild festhalten!“ sagte ich zu mir selbst. Ich sah den großen Kaiser später noch oft und in sehr verschiedenen Situationen, nie mehr aber von solchem Glanze umgeben. Seine Erscheinung machte damals einen so tiefen Eindruck auf mich, daß mir zur Stunde noch ein lebendiges Bild desselben vor Augen tritt. — Froberg hatte richtig geurteilt. Sobald Napoleon ihn gewahrte, hielt er still und mit ihm natürlicherweise der ganze Troß. Er sprach lange mit ihm, grüßte dann freundlich und hieß ihn in Enns verweilen, um seine weiteren Befehle abzuwarten.

Durch Zerstörung der Brücke über die Enns war die französische Armee in ihrem Vordringen um anderthalb

Tage aufgehalten worden, und so sah ich in Enns wieder das Toben eines napoleonischen Hauptquartiers. Wie in stürmischer See sich Welle auf Welle häuft, so mehrte sich die Wucht der Soldaten. In der Regel waren fast alle Garden um den Kaiser versammelt, und diese bildeten allein schon eine kleine Armee. Die ungeheure Anzahl von Offizieren und Generalen, wobei von den letzteren jeder wieder seinen eigenen Troß von Pferden, Equipagen, Dienerschaft und Ordonnanzen hatte, die alle untergebracht sein wollten, verursachte bei der französischen Regsamkeit ein Lärmen und Toben, an das man sich nur schwer gewöhnte. Mir wenigstens war es unter diesem Gedränge immer sehr unbehaglich. In dem Hofraume des Hauses, in dem die Equipagen Frobergs standen, ging es besonders toll her, weil es ein Gasthaus war.

Am Abend des 6. Mai, nach Vollendung der Schiffbrücke über die Enns, begann der Übergang. Von Landshut bis Enns reiste ich mit Froberg im Wagen, von da an wurde der Weg bis Wien zu Pferd fortgesetzt. Die Straßen waren mit Truppen überfüllt: Fußvolk, ungeheure Massen Reiterei, Artillerie und was dazu gehört, alles drängte nun in Eilmärschen mit Ungestüm auf Wien los. So eine Stadt wie Wien ist ein Magnet, der gewaltig zieht. Unter solchem Treiben muß man auf jede Bequemlichkeit verzichten. Man schätzt sich glücklich, zu Pferde durch das Gedränge zu kommen. Equipagen und alles unnütze Gepäck mußte zurückbleiben und abwarten, bis der größte Andrang der Truppenmärsche vorüber war. — Um 11 Uhr nachts brach die Mannschaft auf und marschierte bei entsetzlich schlechtem Wetter die ganze Nacht hindurch. Am folgenden Mittag kamen wir vom Regen durchnäßt und von Kälte ganz erstarrt in Amstetten an. Nach ein paar Stunden Ruhe und einem mageren Mittagmahle wurde der Marsch fortgesetzt, und abends 7 Uhr erreichten wir die schöne Gegend von Kloster Mölk. Diese reiche

224

Abtei liegt auf einem lieblichen Hügel, an dessen Fuße sich die Donau hinzieht. Stolz ragen die Mauern des prächtigen Baues in die fruchtbare Gegend hinaus, und alles deutet hier auf großen Wohlstand. Diesen machten sich die Franzosen trefflich zunutze, besonders konnten die Klosterkeller davon erzählen; die Soldaten badeten sich förmlich in Wein. In MÖlk mußten wir biwakieren, da der Ort mit Truppen überfüllt war. Unser Jäger hatte für Braten gesorgt: er hatte in der Frühe einen verlaufenen Hasen erlegt und schoß alle Tauben, die sich blicken ließen, von den Dächern herunter. Der Kammerdiener des Grafen hatte diese Beute trefflich zubereitet, an gutem Wein fehlte es nicht, und so hielten wir ein ganz vortreffliches Mahl. Gegen Mittag begann der Weitermarsch. Wir kamen abends nach St. Pölten und wurden in einem Bürgerhause bei gutem Quartier sehr gastfreundlich bewirtet. Der Durchmarsch der Truppen durch diese Stadt dauerte mehrere Tage ununterbrochen fort. Die Einwohner machten dazu sehr bedenkliche Mienen. Besonders die Kürassiere, die allein einen ganzen Tag in majestätischer Haltung durch die Stadt zogen, nicht minder die riesenhaften Grenadiere à cheval und die übrigen Garden imponierten dem Volke. Einer fragte den andern, wo in aller Welt so viele Leute herkämen, und da die Straße durch den Ort etwas eng war, dauerten die Durchzüge um so länger und vergrößerten wenigstens dem Anschein nach die Anzahl der Truppen. Jede Hoffnung auf eine günstige Wendung des Kriegs für Österreich schien aus dem Herzen des Volkes zu schwinden.

Wir verweilten eine Nacht und einen Tag in St. Pölten. Abends 10 Uhr erging der Befehl, uns marschfertig zu halten, allein es war noch keine Möglichkeit durchzukommen; erst am folgenden Morgen den 9. Mai konnten wir weiter. Bei herrlichem Frühlingswetter, das sich gegen Mittag zu bedeutender Hitze steigerte, durchzogen

wir, in eine immerwährende Staubwolke gehüllt, die freundlichen Gegenden zwischen St. Pölten und Wien. Der Marsch strengte an, zumal es unterwegs wenig zu essen gab, da unsere zahlreichen Vorgänger schon fast alles aufgezehrt hatten. Um  $\frac{1}{2}$  9 Uhr abends kamen wir vor Schönbrunn an, wo Napoleons Hauptquartier sich befand. Graf Froberg nahm sofort im Schlosse Quartier, ich aber war von dem langen Marsche so erschöpft, daß ich mich mitten unter den Pferden auf die Erde niederlegte und einschlief.

Gegen 11 Uhr nachts wurde ich ins Schloß gerufen. Froberg, väterlich, wie er sich stets mir erwiesen, nahm mich zu sich und besorgte mir ein ordentliches Lager. Am folgenden Morgen sagte er: „Aber das war eine Kanonade diese Nacht!“ — „Welche Kanonade?“ fragte ich ganz naiv. — „Nun, Gott segne einen solchen Schlaf!“ rief er lachend aus; „das ist die Fortsetzung des Regensburger Schlafes! Wien ist diese Nacht bombardiert worden, alle Fenster und der Boden haben hier gezittert, auch hat es gebrannt und brennt noch!“<sup>13)</sup>

Ein paar Tage verweilten wir in Schönbrunn, wo ich interessante Studien von der kaiserlichen Garde machte. Erst am 13. ritt ich mit Froberg nach Wien, wo er mich, seinem Versprechen gemäß, gleich zu General Coëhorn führte. Dieser beauftragte mich, sein Porträt in Öl auszuführen, eine Arbeit, die ich sogleich, nachdem ich das nötige Material zusammengebracht, begann. Schon bei der ersten Sitzung wurde das Porträt sprechend ähnlich, und noch war es nicht vollendet, so kam schon ein zweiter, dritter Auftrag, und in kurzer Zeit war ich so mit Aufträgen überhäuft, daß meine Kräfte für sie nicht hinreichten, obwohl ich mit großer Leichtigkeit und anhaltendem Fleiße arbeitete.

---

<sup>13)</sup> Die Bombardierung Wiens hatte am 12. Mai stattgefunden und am 13. zogen die Franzosen ein. (Vgl. besonders die Berichte von Czernin und Pichler.)

Am 21. Mai, am Pfingstsonntage, hörte man in Wien eine heftige Kanonade: es hatte die für Napoleon unglückliche Schlacht bei Aspern begonnen. Da ich fleißig arbeitete, Froberg bei Napoleon in Schönbrunn sich befand und sich mit der Suite desselben gleich aufs Schlachtfeld begab und in Wien nichts von den Vorbereitungen der Schlacht verlautete, so bekam auch ich keine Kunde davon. Das Pfingstfest und das herrliche Wetter hatten mich zu einem Spaziergang in die schönen Umgebungen Wiens veranlaßt. Sobald ich aber den Donner des Geschützes vernahm, eilte ich nach Hause, um mein Pferd zu satteln, und ritt auf gut Glück der Gegend zu, woher der Schall kam, der aber häufig ein sehr trügerischer ist, besonders wenn ein Strom wie die Donau, welche sich in dieser Richtung in viele breite Arme teilt, dazwischen liegt. Der Wege unkundig, ritt ich irre und entfernte mich immer weiter von den Übergangspunkten. Ich stand in der Aufregung, horchte und beobachtete die in der Ferne fortwährend aufsteigenden Rauchsäulen. Inzwischen brach der Abend herein, und in tiefes Nachdenken versunken, ritt ich in der Dämmerung zurück, ohne etwas über die Schlacht in Erfahrung gebracht zu haben. — Am folgenden Morgen um 8 Uhr begann die Kanonade aufs neue und viel heftiger, als tags zuvor. Diesmal aber erkundigte ich mich genau nach den Straßen, die zu den Übergangspunkten der Donau führten, und gelangte auch an dieselben. Aber hier hieß es: Halt! Die an der Brücke stehende Kavallerie-Vedette ließ mich nicht passieren; jeder Versuch durchzukommen war vergebens; Uniform trug ich nicht, Passierschein hatte ich auch nicht, und so wurde ich schnöde zurückgewiesen.

Am 23. Mai kam Graf Froberg ganz allein, mit Staub bedeckt, von Hitze, Hunger und Durst abgemattet, vom Schlachtfelde nach Wien zurück. Auch sein Pferd war zum Erbarmen erschöpft: „Danke Gott, daß Du nicht da-

bei warst“, lautete sein erstes Wort, als er mich erblickte; „ich habe diese beiden Schlachtstage nichts von meinen Leuten und Pferden zu sehen bekommen, Gott weiß, was aus ihnen geworden ist.“ — Wir harrten auch diesen und den folgenden Tag sehnsüchtig, aber vergebens auf die Ankunft der Pferde, und erst am 25. kamen sie und die Leute unversehrt zurück. Die Freude darüber war groß, denn der Graf hatte sie längst verloren gegeben.

Napoleon kehrte nach der Schlacht bei Aspern nicht nach Schönbrunn zurück. Vom 23. Mai bis zum 5. Juli, dem Tage der Schlacht bei Wagram, verweilte er in Kaiser-Ebersdorf. Während dieser Zeit wurde die Insel Lobau verschanzt und Zurüstungen zu einem neuen furchtbaren Kampfe getroffen. Ich aber saß mit großem Eifer an meiner Staffelei und arbeitete viel, denn Napoleons Umgebungen kamen fleißig von Ebersdorf nach Wien, um sich zu belustigen und mir nebenbei zu ihren Porträts zu sitzen. — In Wien war man natürlich über den unglücklichen Erfolg des Krieges nicht erfreut, trotzdem aber herrschte in seinen Mauern das regste Leben. Der Hang zur Unterhaltung und die Vorliebe für alles Neue übertäubte bei den Wienern manch bitteres Gefühl. Die Galanterie der Franzosen fand namentlich bei den Damen Gnade; viel Geld wurde in Umlauf gesetzt, und so lebte bald alles in Wien wieder lustig und guter Dinge.

Mein edler Beschützer, Graf Froberg, wurde in dieser Zeit der Waffenruhe von Napoleon zu König Max nach München gesandt und kam nicht mehr zurück. Er war seit dem Tage von Aspern leidend, und König Max, der ihn liebte und gern um sich sah, wollte seiner nicht entbehren. Ehe er Wien verließ, stellte er mich unter den Schutz des Kammerherrn Napoleons, de Bonti, späteren Präfekten in Lyon. Dieser wohnte in demselben Hause wie ich und war mit Froberg sehr befreundet. De Bonti galt als einer der geistreichsten Franzosen, welcher Sinn für

228

Kunst, Musik, Literatur und alles Schöne hatte. Er war mir gewogen, und ich fühlte mich unter seinem Schutze sehr wohl. Meine Stellung verschaffte mir die Bekanntschaft hervorragender Persönlichkeiten aus Napoleons Umgebung. Ich malte den Minister und Staatssekretär Maret, Savary, die Generale Durosnel, Monthion, zwei Brüder Montesquiou, Talleyrand-Périgord und viele andere Personen, die anzuführen zu weitläufig wäre.

Diese Arbeiten wurden unterbrochen durch die Schlacht bei Wagram (5. und 6. Juli). Diesmal hatte ich mich mit einem Passierschein versehen, den mir de Bonti verschaffte, um keinen Verlegenheiten ausgesetzt zu sein. — Der 5. Juli brachte keine Entscheidung; die Armeen schlugen sich bis zum Einbruch der Dunkelheit, erst die Nacht machte dem Gefechte ein Ende. Der Kampf hatte viele Opfer gekostet. Herrlich stieg am folgenden Tag die Sonne herauf und verbreitete ihren Glanz über die goldenen Saaten, welche heute, statt die Scheunen des Landmannes zu füllen, unter den Hufen der Rosse zertreten werden sollten. Schon mit dem ersten Dämmern des Tages sah man, so weit das Auge reichte, die Waffen der Österreicher blitzen. Es herrschte dabei die größte Stille, und es lag in dem Augenblicke etwas Unheimliches, aber Feierliches. Die Schlachtlinie dehnte sich auf einer durch sanfte Hügel hie und da unterbrochenen Ebene mehrere Stunden weit aus. Gegen die österreichische Stellung hin erhob sich diese, wodurch eben der Anblick dieser Armee so imposant wirkte. Mit Tagesanbruch begann auf dem linken Flügel die Kanonade, die sich bald auf die ganze ungeheure Linie ausdehnte. Es sollen von beiden Seiten weit über 1000 Geschütze im Feuer gewesen sein. Napoleon ließ gegen Mittag auf einen einzigen Punkt 100 Geschütze auffahren; wenn man bedenkt, welchen Raum diese allein in Anspruch nahmen, so kann man sich eine Vorstellung von der Ausdehnung jener Schlacht machen.

Prachtvoll aber schauerlich war das Hin- und Herwogen des Kampfes anzusehen. Einen wehmütigen Anblick gewährten die zertretenen, zum Teil schon schnittreifen Kornfelder; sie sind das Grab vieler tausende von Menschen und Pferden geworden. Man stieß auf Felder, welche mit Leichnamen und toten Pferden geradezu übersät waren. Da nämlich bei Wagram Kavallerie und Artillerie sehr tätig waren, kostete es auffallend viele Pferde. Manche dieser armen Tiere hinkten mit einem abgeschossenen Fuße auf drei Beinen herum. In großer Anzahl schleppten sich leicht und schwer verwundete Krieger aus dem Kampfe zurück oder wurden zurückgetragen. Vom frühesten Morgen an rollte der Donner der Geschütze unaufhörlich; gegen Abend entfernte er sich allmählich, und man konnte daraus schließen, daß die Österreicher sich zurückzogen. Es war im wahren Sinne des Wortes eine heiße Schlacht. Nicht nur der Kampf war heiß: den ganzen Tag brannte die Sonne fürchterlich, man sah die Soldaten vor Durst lechzend an dem Brunnen eines halb oder ganz zerstörten Ortes sich um einen Trunk Wasser balgen. Der Krieg sucht gewöhnlich die Wohnungen der Menschen mit Feuer und Schwert heim, und brennende und zerstörte Ortschaften sind fast immer die traurigen Schlußdekorationen dieses fürchterlichen Dramas. Es fehlte auch diesmal nicht an diesen Zeichen der Verwüstung.

Gegen Abend begab ich mich auf den linken Flügel, auf dem unsere Kavallerie, darunter auch das mir so bekannte Regiment „König“ stand, und bald darauf rückten auch sie ins Treffen. In langer Kolonne zogen sie still über einen schönen Wiesengrund hin, man hörte kaum die Pferde auftreten; nur die jungen Soldaten lärmten viel, bis ein alter Wachtmeister an die Kolonne heranritt und jene anbrummte: „Braucht lieber eure Säbel als eure Mäuler tüchtig, wenns losgeht. Diesmal gilts!“ In der Tat kam das Regiment noch stark ins Feuer. Ich wollte durchaus

230

mitreiten, aber der Oberst hatte mich bemerkt und wies mich mit großer Entschiedenheit zurück. Napoleon bekam ich an diesem Tage nicht zu sehen, dagegen sah ich mit Betrübniß den Generalleutnant Wrede schwer verwundet aus dem Treffen zurückbringen; eine Kanonenkugel hatte ihn an der Hüfte so gestreift, daß man für sein Leben besorgt war.

Die Feuerschlünde waren verstummt, nicht aber das Ächzen und Stöhnen der Schwerverwundeten, denen man überall begegnete. Dort schleppten 4 Soldaten einen General, in Ermangelung jeglichen Transportmittels, bloß in seinen Mantel gehüllt. Da trug ein Krieger seinen Kameraden, dem ein Fuß abgeschossen war, auf den Schultern, dort zogen andere statt der Pferde einen großen Karren, auf den sie Schwerverwundete geladen hatten; da führten französische Kürassiere, bloß um ihr Gepäck zu retten, Pferde zurück, welche elend auf drei Beinen einherhinkten: kurz es war eine grausige Szene. Alles trieb sich durcheinander, um noch eine Ortschaft zu erreichen und ein Obdach zu gewinnen. Überall stieß man auf abgeschossene Glieder, Waffen und Armaturstücke, Kopfbedeckungen, zeretzte Kleider, Schuhe und auf alle möglichen Gegenstände, welche der Soldat mit und an sich trägt. Dazwischen lagen die furchtbaren eisernen Würfel, welche hier ihr wildes Spiel getrieben: an einigen Stellen war das Feld ganz mit Kanonenkugeln übersät. Es war noch ein gutes Stück Weg von mehreren Stunden bis Wien zurückzulegen und mein armer Schimmel, auf dem ich den größten Teil dieses langen Tages gesessen hatte, war so ermattet, daß er kaum mehr fort konnte. Erst spät in der Nacht kam ich recht hungrig und durstig nach Wien. Mein sehnlicher Wunsch, Augenzeuge einer großen Schlacht zu sein, war also erfüllt. Es gab nun Stoff genug zum Nachdenken, auch zu Bildern, wenn Zeit und Umstände es erlaubten. In diesen Tagen sah ich so viele erschütternde

Szenen, daß ich kein Verlangen trug, der Armee weiter zu folgen. Es war dies auch die entscheidende Schlacht in dem Kriege gewesen. Bei Znaim in Mähren fand zwar noch ein heftiger Kampf statt, auf welchen ein Waffenstillstand und im November der Friede erfolgte. In Wien setzte ich mich wieder an meine Staffelei, vollendete die früher angefangenen Arbeiten und übernahm neue Aufträge, die sich aber schließlich so sehr häuften, daß sie mir lästig wurden. Mehr als einmal kam ein Offizier, den ich unter dem Vorwande, ich hätte keine Leinwand zu Hause, abwies; aber er kam wieder und brachte die auf die Blendrahme aufgespannte Leinwand mit. Dieser Fall kam mir mehr als einmal vor. Die Franzosen sind ungemein findig und wußten bald auszukundschaften, wo man dergleichen Materialien gut zu kaufen trifft. Nun sollte ein Reiterporträt gemacht werden — aber auf welcher komische Weise! Ohne alle Vorbereitung malte ich den Kopf der Person, die mich sozusagen zum Malen zwang, mitten in die Leinwand, und hing diese dann an die Wand, bis ich Zeit zur Vollendung des Bildes hatte. Viele dieser Sachen kamen aber gar nicht zur Ausführung; noch heute besitze ich mehrere kleine, sehr ähnliche Porträts interessanter Persönlichkeiten, die ich bei meinem Abschiede von Wien aus der Leinwand herauschnitt und mitnahm.

Eines Abends — es war der 16. September — traten zwei Offiziere in blauen Oberröcken ohne alle Abzeichen in mein Atelier, nur der Hut des einen bezeichnete den General. De Bonti's Kammerdiener, der sich im Vorzimmer befand, öffnete ihnen mit Ehrerbietung die Türe und verschwand. Sie baten um Erlaubnis, meine Bilder und meine Mappe sehen zu dürfen. Ich rückte einen kleinen Tisch neben die Staffelei, legte die Mappe darauf, bot ihnen die Stühle an und entschuldigte mich, daß ich fortarbeitete, denn ich hätte zu befürchten, daß mich die

Dunkelheit ereile, was sie billigten. Zuerst betrachteten sie die angefangenen Bilder an der Wand, amüsierten sich daran und erkannten auf den ersten Blick alle Porträts.

Sodann setzte sich der eine dieser beiden Herren an den Tisch und sah alle meine Zeichnungen bis auf das letzte Blatt in der Mappe mit großem Interesse durch; der andere aber dankte für den Stuhl und blieb stehen. Sie richteten während des Durchblätterns verschiedene Fragen an mich, unter anderm, ob ich nie in Italien gewesen. Ich verneinte es, worauf der eine fragte, ob ich Lust hätte, dorthin zu gehen; er kenne den Vizekönig sehr gut und wolle mich bei ihm empfehlen; die Vizekönigin sei eine bayerische Prinzessin, und ich könnte dort gute Aufnahme finden.<sup>14)</sup> Ich dankte so verbindlich ich konnte und erwiderte, daß ich gerne nach Italien ginge, allein Monsieur de Bonti habe mir versprochen, mich mit nach Paris zu nehmen, und ohne seine Zustimmung würde ich nichts unternehmen. Darauf erhob sich der Sitzende, klopfte mir freundlich auf die Schulter und sagte, das sei recht brav von mir, Dankbarkeit kleide den Menschen immer gut; er werde mit de Bonti selbst über die Sache sprechen. Alsdann entfernten sie sich freundlich grüßend, der Kammerdiener öffnete ihnen, was er sonst nie tat, abermals die Türe und machte, nachdem sie fort waren, ein äußerst pfißiges Gesicht, ohne weiter ein Wort über den Besuch zu äußern.

Diese beiden Herren waren niemand anders als der Prinz Eugen und sein Adjutant, der Oberst Bataille, der leidlich gut deutsch sprach. De Bonti ließ mich am folgenden Morgen ganz früh an sein Bett rufen und lachte herzlich, daß ich den Prinzen nicht erkannt hatte. Dieser hatte noch an demselben Abend nach dem Theater in

---

<sup>14)</sup> Vizekönig von Italien war Eugen von Beauharnais, 1781—1824, Josephines Sohn aus erster Ehe und Adoptivsohn Napoleons. Er heiratete die Tochter des Königs von Bayern, Amalie Auguste.

Schönbrunn mit de Bonti gesprochen und ließ mich durch ihn wissen, daß er mich nach Italien mitnehmen wolle. Ich erbat mir seinen Rat hierüber und äußerte, daß ich ebenso gerne mit ihm nach Frankreich gehen würde. Er indes erwiderte, daß ich ein solches Anerbieten vernünftigerweise nicht zurückweisen dürfe, ich wäre durch dasselbe zeitlebens geborgen und würde unter dem Schutze des Prinzen, der an meinen Arbeiten und an meinem Benehmen großes Wohlgefallen gefunden, einer sehr angenehmen Stellung entgegengehen. — Nach einigen Tagen kam Oberst Bataille wieder und machte mir offiziell die Mitteilung, daß Prinz Eugen mich in seine Dienste nehmen wolle, wenn ich mich entschließen könne, ihm auf Reisen und im Kriege überall hin zu folgen. Zugleich wurde ich gefragt, unter welchen Bedingungen ich hierauf einzugehen gesonnen sei? Meine Antwort war, daß ich dies Anerbieten mit Dank annehme, daß ich aber weit entfernt sei, dem Prinzen Eugen Bedingungen zu stellen; ich glaubte von einem so edlen Fürsten erwarten zu dürfen, daß er mir die Stellung anweisen würde, welche ich verdiente.

Am 6. Oktober erhielt ich den ersten Auftrag von meinem neuen Gebieter: ich wurde in Begleitung des Oberst Bataille nach Raab in Ungarn geschickt, um das dortige Schlachtfeld zu zeichnen.<sup>15)</sup> Unter erschwerenden Umständen erfüllte ich zu großer Zufriedenheit des Prinzen diese Aufgabe. Diese Mission wurde mir nämlich während des Waffenstillstandes zuteil, und das Schlachtfeld, welches zwei kleine Stunden von Raab entfernt lag, war mehr als zur Hälfte in den Händen der Österreicher, besonders jener Teil, wo ich meine Zeichnungen machen sollte. Gleich am Tage nach unserer Ankunft, an einem heiteren, schönen Herbstmorgen, ritt eine ganze Kavalkade von

---

<sup>15)</sup> Hier schlug Prinz Eugen den Erzherzog Johann am 14. Juni.

Generalstabs- und andern Offizieren mit uns hinaus; es machte diesen Herren Vergnügen, den Oberst Bataille und Adjutanten des Prinzen Eugen als Gast dadurch zu ehren. Nötig hätten wir sie nicht gehabt, denn Bataille, der die Schlacht mitgemacht, war genug orientiert. Bei dem letzten Vorposten saßen wir ab und überschritten zu Fuß, um weniger aufzufallen, die Demarkationslinie; aber nach kaum 100 Schritten zeigte sich in der Ferne unter den österreichischen Vedetten eine Unruhe. Es dauerte auch nicht lange, so ritt ein Trupp Husaren auf uns zu. Wir waren eben an einer kleinen Brücke angelangt, die über einen Bach führte, der die Grenze bezeichnete. Bataille riet mir, meine Mappe mit dem Zeichenmateriale unter der Brücke zu verbergen; kaum hatte ich diesen Rat befolgt, als die Husaren uns umringten. Ein Wachtmeister fragte, was wir hier wollten. Die Antwort lautete: wir wollten eine kleine Promenade machen; jener bemerkte hierauf, daß wir drüben Platz genug zum Spaziergehen hätten, wir sollten sehen, weiter zu kommen, um nicht Unannehmlichkeiten ausgesetzt zu sein. Ich verbarg mich hinter der Brücke. Die Husaren aber ritten, nachdem die Offiziere sich entfernt hatten, zurück und achteten nicht weiter auf mich. Ich schlich mich mit meiner Mappe fort und suchte auf Umwegen unbemerkt mich einem Platze zu nähern, um die verlangte Zeichnung zu machen. Eben bei einigen Häusern angelangt, hörte ich Pferdegetrappel; ich schlich sofort in einen Hof und verbarg mich unter Gesträuchen. Es war eine Husarenpatrouille, die vorüberzog. Ich trug 150 Louisdor in meinem ledernen Gürtel unter den Kleidern, und es wäre mir sicher übel ergangen, wenn jene Kerls mich erwisch hätten. Sobald die Husaren aus dem Gesichtskreis verschwunden, gab ich Fersengeld und erreichte glücklich die französischen Vorposten. Somit mußten wir unverrichteter Dinge nach Raab zurückkehren.

Nunmehr verlegte man sich aufs Unterhandeln. Der Gouverneur von Raab, General Narbonne, schrieb an den österreichischen Kommandierenden, Feldmarschallleutnant Hiller<sup>16)</sup>, mir die Erlaubnis auszuwirken, daß ich eine ganz flüchtige Skizze des Schlachtfeldes zeichnen dürfe, welche Prinz Eugen als Andenken zu besitzen wünsche. Dieser aber lehnte es ab und verwies an den Feldmarschall Bellegarde, und dieser an den Erzherzog Johann<sup>17)</sup>. So verstrichen 6 Tage mit Unterhandlungen über eine so geringfügige Sache. Oberst Bataille war indessen nach Wien zurückgegangen und ließ mich auf gut Glück in Raab. Als noch immer kein Bescheid kam, riß mir die Geduld, ich ersuchte den Gouverneur, mich mit seinem Wagen unter Eskorte bis an die äußersten Vorposten bringen zu lassen. Dann setzte ich mich, nachdem die Pferde ausgespannt waren, um etwas erhöht zu sein, auf das Dach des Wagens und zeichnete unter den Augen der Österreicher und unter dem Schutze französischer Chasseurs à cheval, soviel man von diesem Standpunkte aus sehen konnte. Zu Hause berichtigte ich mit Hilfe von Karten und Plänen das Mangelnde, setzte die Zeichnung in einen andern Augenpunkt und erreichte so meinen Zweck. Sobald ich dann meine Zeichnung des Schlachtfeldes bei Raab geordnet hatte, eilte ich mit Extrapost nach Wien zurück. Narbonne hatte mir ein Schreiben an den Prinzen Eugen mitgegeben; dieser lachte, als er die Umständlichkeiten vernahm, welche die Sache verursacht hatte. Er zeigte sich sehr zufrieden über die Art und Weise, wie ich die Aufgabe gelöst, und entließ mich sehr gnädig. Ich erhielt den Auftrag, für den Prinzen noch einige Souvenirs zu zeichnen.

---

<sup>16)</sup> General Johann Freiherr von Hiller, 1754—1819, befehligte unter dem Erzherzog Karl ein Armeekorps, legte aber noch vor der Schlacht bei Wagram sein Kommando nieder.

<sup>17)</sup> Vgl. die allgemeine Einleitung.

Am 14. Oktober verkündete der Donner der Kanonen den Friedensschluß.<sup>18)</sup> Ich trachtete, von meinen Arbeiten zu vollenden, was möglich war. Indessen wurde es Mitte November, und es wurde mir bedeutet, daß ich mich bereit halten sollte, in nächster Zeit nach Italien abzureisen, was am 24. November morgens geschah.

<sup>18)</sup> In dem Friedensvertrage vom 14. Oktober 1809 trat Österreich an Ländergebieten an den Rheinbund die Provinzen Salzburg und Berchtesgaden, mit Einschluß des Teiles von Oberösterreich ab. Napoleon bekam die Grafschaft Görz, das Gebiet von Montefalcone, Triest, Krain, den Villacher Kreis in Kärnten, alle rechts der Save gelegenen Länder von Krain bis an die Grenze von Bosnien. Außerdem erhielt er die österreichische Enklave in Graubünden und die Herrschaft Razüns. Sachsen erhielt die Enklaven, die Österreich noch auf sächsischem Gebiete besessen hatte; als Großherzog von Warschau wurde dem König von Sachsen West- und Neugalizien, ein Bezirk um Krakau und der Zamosker Kreis überlassen. Rußland hingegen sollte in Altgalizien ein Ländergebiet mit 400.000 Seelen bekommen.



